Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 29 (1925-1926)

Heft: 10

Artikel: Konrad Ferdinand Meyers Leben und Dichtung in ihren Beziehungen

zum Zürichsee [Schluss folgt]

Autor: Frei, Oskar

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669148

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ulrich von Wellenberg verdrückt den Fluch. "Die Schererei um ein paar Ellen Tuch! Bebt her das Pergament, den Gänsekiel! Was? Tausend Silberpfund? Das ist zu viel!" "Gut!" sagt der Schuliheiß" gut, so glaub ich dies. Kührt ab den Junker in das Burgverlies!" "Salt - nein - laßt fehn! Man wird doch reden dürfen! Ich kann am Wellenberg kein Silber schürfen. 3ch schreib': Dieweil ich, Rilfer Ubalrich, Mit Zürich endlich güllich mich verglich, Nach manchem Schaden, den die Stadt erlitt, Weil ich im Mettendorfer Busche ritt, Erfeil ich heut der Stadt den Bruderkuß Als freundgefinnter Consanguineus. Und schwöre hier mit einem großen Eid: Was ich der Stadt gefan, das tut mir leid. Ich schwöre, daß ich, wenn ich räuberlich Die Straße ziehe, immer säuberlich Die Zürcher vor den andern will verschonen. Bleichviel, ste führen Bagen oder Kronen. Und sollt' es — denn man kann sich ja versehn — Aus purem Zufall doch einmal geschehn, Diemeil die Zeiten so verworren sind Und nachts unkenntlich Vieh und Menschenkind, So zahl ich, falls ich einen Zürcher steche Und ihm wohl gar das Schädeldach zerbreche, Pro Mann an Silber hundert Mark, und gut gewogen! Wenn das nicht wahr ist, hab ich hart gelogen. Geschehn zu Defenbach, am Tag Sankt Beit. — Und nun entlaßt mich, Schulz, und gebt Geleit!"

Und denket an den Limmatturm, die Mäus und Unken Und wie's dort, venia sit verbo, gestunken." "Puh!" wehrt der Ritter, seine Sandschuh knöpfend, "Erlaßt die Schilderung, s'ist zu erschöpfend! "Nur eines noch, Berr Ritter," spricht der Magistrat, "Hört den Beschluß von Bürgerschaft und Rat! Dieweil ein Mann von eurem Rang und Stand Sich längre Zeit im Limmatturm befand, Beziemt es sich, die Ehre zu erwidern Und uns mit euch noch enger anzubiedern. Nun hatten wir bis heut — s'ist ein Verhängnis — Noch keinen Namen für das Turmgefängnis, Das uns die grüne Limmat schön befeuchtet, Erst eure Ankunft hat uns recht erleuchtet. Es sei fortan, so liebte es dem Rate, Turm Wellenberg getauft. Seid unser Pate! Herr Ulrich murrt elwas in seinen Schnauz, Es fonte nicht wie Danke, sondern wie Pardauz! "Wart, Zürcher, dieses bleibt dir nicht verziehn, Dich freff ich zwischen Mettendorf und Pfyn."

Serr Ulrich stampst gespornt aus dem Gemach. Er reiset unter seines Schlosses Dach.
"Jürg, sieh mal nach im Rasionenbuch!
Wann kommt der nächste Jürcherzug mit Tuch?
Um elf Uhr? Diese Nachs? Da langt es noch.
Reich mir das Panzerhemd herab! Da hangt es noch.
Servor nun alle Mannschaft hinterm Ofen!
Wir reisen ungesäumt nach Eschikosen.
Doch die Gesichter gut verschmiert mit Pech und Werg!
Sie meinen dann, 's sei der von Grießenberg.

Conrad Ferdinand Meners Leben und Dichtung in ihren Beziehungen zum Zürichsee.

Von Pfr. O3kar Frei, Meilen.

Von Conrad Ferdinand Meher dürfen wir Zürcher und vorab wir am See sagen: er war unser. Gleich Gottfried Keller wurzelt auch er tief im alemannischschweizerischen Heimatsgrund, auß dem allein er freilich so wenig zu erklären und zu verstehen ist wie Keller. In Elternhaus am Stampfenbach zu Zürich, wo C. F. Meher am 11. Oktober 1825 geboren wurde, waren die besten Traditionen einer

Der Schultheiß streicht die seidne Semdenkrause

Und spricht gewichtig: "Nun, so zieht nach Sause

alten Zürcher Familie lebendig: sorgfältige Pflege des Geistes, christliche Glaubenskraft in der weltweiten Ausprägung Zwinglis, lebhafte Teilnahme an den öffentlichen Dingen. Von seinem Vater, dem späteren Regierungs= und Erziehungsrat, Ferdinand Meyer, der als stiller Gelehrter ein prächtiges Buch über die Geschichte der evangelischen Gemeinde von Locarnound ihrer Auswanderung nach Zürich geschries

ben hat, empfing der Sohn das vornehme, stille, weiche, allem Lauten abholde Wesen, das starke fittliche Empfinden. Seine tiefgewurzelte Reli= giosität freilich ist doppeltes Erbe, des Vaters wie der Mutter, Betst geb. Ulrich, einer ungewöhnlich begabten Frau, die dem Dichter die leichtbewegliche, unerschöpfliche Phantasie schenkte, aber auch als dunkles Angebinde die Anlage zur Schwermut, den melancholischen Unterton seines Wesens. Am Tage, da ihr Gatte, der sich in rastlosem gewissenhaftem Dienste rasch verzehrt hatte, die Augen schloß und sie mit ihren beiden Kindern, dem erstge= borenen Conrad und der sechs Jahre jüngeren Betsh zurückließ, schrieb sie das dunkle Wort in ihr Hausbuch: Mein Todesstoß! Bis zum Tode des Vaters war die Jugendzeit der beiden Kin= der eine "helle, beschützte und sorglose" gewefen. Jetzt aber begann eine trübe dumpfe Lei= denszeit. Das bescheidene Vermögen erheischte weise Sparsamkeit. Größer aber war der Mut= ter Sorge um ihren Sohn, der zwar, wenn auch unter innerem Widerstreben, das Zürcher Immasium durchlief und 1844 die Reifeprüfung bestand, aber je länger je mehr ein inner= lich zwiespältiger, mit sich und dem Leben schwer ringender Mensch wurde. Denn dunkel fühlte er, daß er zum Künstler berufen sei, ob aber zum Dichter oder zum Maler, das war ihm ungewiß. So ging er seine eigenen einsa= men Wege, floh die Menschen, spann sich immer tiefer in eine unwirkliche Traumwelt hinein und wurde sich selber ein Rätsel und seiner Mutter ein Gegenstand banger Sorge. Seine Freunde vollendeten ihre Studien, schritten zu Amt und Würden, nur er stand noch allein tastend und suchend am Wege. Ein zufällig aufgefangenes Klagewort der Mutter, zu einer Freundin gesprochen, beschleunigte die Krisis: "Er begräbt sich selbst. Er ist für dieses Leben nicht mehr da", hatte die Mutter jener Freun= din geklagt. Eine Aussprache mit der Mutter und der treuen Schwester führte zum Entschluß, den Rat des der Mutter befreundeten Dr. Bovet einzuholen. Der Weg führte in die wel= sche Schweiz. Ein kurzer Aufenthalt in der Nervenheilanstalt Préfargier am Neuenburger= see, und ein längerer Aufenthalt in Laufanne, in der fast täglichen Gemeinschaft mit dem feingebildeten Hiftoriker Professor Buillemin, dem Freund seines Vaters, ließ den überreiz= ten, jungen Mann sich wieder finden. Buillemin erkannte mit dem Feingefühl des einsti=

gen Seelforgers, daß Conrad nur einer ernsten Arbeit bedürfe, um von seiner Melancholie frei zu werden. Er fand diese Arbeit im Übertragen eines großen französischen Geschichtswerks ins Deutsche.

Aber während der Sohn in solcher Arbeit, der poetische Versuche immer zur Seite gingen, sein Selbstvertrauen langsam wieder fand, brach die Mutter unter dem langen Druck der Sorgen, nach anstrengender Pflege eines greisen Hausgenossen, plötzlich seelisch zusammen. Préfargier bot der Schwermütigen ein Asil, konnte den Kindern die Mutter aber nicht mehr lebend zurückgeben. Im nahen See fand die Kranke am 27. September 1856 den willkom= menen Tod. In den langen Jahren seiner eigenen Leiden und in den Tagen nach der Mutter Tod, da waren See und Berge neben der tapferen Schwester die einzigen Freunde des jungen Dichters. In einem frühesten Ge= dichte schon glänzen einmal See und Firne in sein einsames Traumleben hinein:

> Zwischen jenen hohen Firsten, Kann ich eine Firn erschauen, Einen kleinen dunklen Streifen Auch des Sees seh' ich blauen.

Sinkt die Sonne, meine Firne Hit der Erbe ihrer Helle, Und das Abendrot verblutet Sich zuleht in meiner Welle.1)

In den langen einsamen Wintertagen, wenn Eis den See deckte, glitt er auf den Schlittschuhen über die weite Fläche des gefrorenen Sees:

Schreitend meinen Höhenpfad, Seh' ich, statt lebend'ger Flut, Unter mir des Sises Flur, Drauf der Wettlauf Tausender Unermüdlich sich ergötzt. Hormidlich sich ergötzt. Hormidlich sich ergötzt. Hord! Sin dunkel Geisterlied, Wie des Bienenkords Gesumm: Dröhnend sonder Unterbruch Durch die reine Winterluft, Des gestählten Schuhes Ton! Meiner Jugend einz'ge Lust Läutet dumpf zu mir empor.

(Aus der Höhe.)

Da ein Neffe ihm die Schlittschuhe abbettelt, versinkt der Dichter ins Träumen: er sieht sich mit einem lieben Mädchen in duftverlorene Fernen gleiten ("Die Schlittschuhe").

"Meiner Jugend einz'ge Lust!" Was muß

¹⁾ Mitgeteilt bei Adolf Freh, C. F. Meher, 2. A. S. 46.

er gelitten haben in den langen Jahren seines Ringens. Wie mächtig zittert der Schrei der Verzweiflung noch nach in dem Gedicht "Schwüle", mit dem ergreifenden:

> "Sterne, Sterne, — Abend ift es ja — Sterne, warum seid ihr noch nicht da?"

Aber als der Bann einmal gebrochen war, packte ihn eine unbändige Wanderlust, als müßte er versäumte Jahre einholen:

> "Zu wandern ist das Herz verdammt, Das seinen Jugendtag versäumt, Sobald die Lenzessonne flammt, Sobald die Welle wieder schäumt. Verscherzte Jugend ist ein Schmerz Und einer ew'gen Sehnsucht Hort, Nach seinem Lenze sucht das Herz In einem fort, in einem fort!" (Lenzfahrt.)

In den Sommerwochen von 1858, 1859 und 1860 weilte der Dichter im Tal von Engelberg, auf dem Jochpaß, am tiefblauen Engstlensee. Stimmung und Motiv einiger seiner schönsten Berglieder sind ihm hier geschenkt worden; auf den Felßgräten am Jochpaß das tiefempfunsene "Himmelsnähe":

"Nur neben mir des Murmeltieres Pfiff, Nur über mir des Geiers heif'rer Schrei, Ich bin allein auf meinem Felfenriff Und ich empfinde, daß Gott bei mir fei."

Und ihm selber noch unbewußt, trug er auß dem stillen Hochtal die landschaftliche Stimmung zu seiner Dichtung "Engelberg". Neben dem heimatlichen See waren nun die Berge ein zweites Element seiner Dichtung geworden. Und Paris und Nom gaben ihm in der lebenbigen Anschauung der großen Kunst einer großen Bergangenheit ein neues Element seiner Dichtung.

Aber noch gingen Jahre mühfeligen Ringens und hartester Selbstzucht hin, Jahre, deren einsame Nöte nur die Schwester kannte, die den Dichter verstand wie keine zweite Seele:

> "Nur du allein weißt noch Bescheid Von allen Augenblicken meines Lebens." (Ohne Datum.)

1864 erschien anonym Meyers erstes Bändschen: "Zwanzig Balladen von einem Schweizer", 1869 mit dem vollen Namen des nunmehrschon Fünfundvierzigjährigen sein zweites: "Bilder und Romanzen". Beide wurden kaum beachtet. Diese Gedichte beschlossen die beschausliche, romantische Epoche im Leben des Dichters. Er betrat nun die "Sommersonnenswende" seines Lebens. "Jeht erkennt er seinen

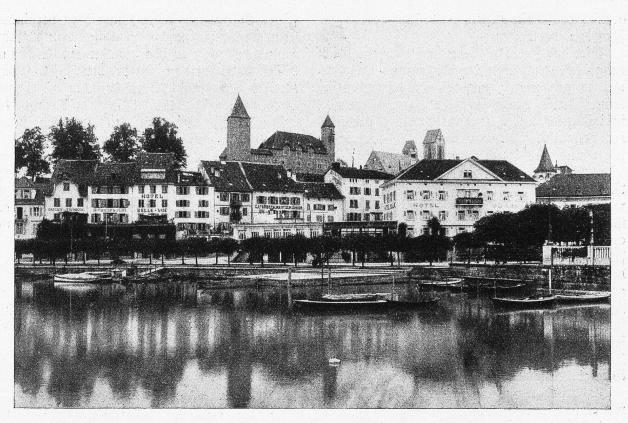
Dichterberuf und ergreift ihn als seine Lebensarbeit. Es wird ihm damit heiliger Ernst, denn er fühlt, es ist für ihn spät geworden, und es gilt die Stunde auszunützen." 2) "Mein Lebenslauf ist im Grunde unglaublich merkwürdig. Wie werden sie einmal daran herum rätseln", sagte er einst zu seiner Schwester.

Um Oftern 1868 hatte sich der Dichter, der in Zürich "fast ein Fremdling" geworden war, niit der Schwester im "Seehof" zu Küsnacht niedergelaffen: "Das alte Haus war, vom See her gesehen, wie versunken in das dichte Grün ländlicher Obstgärten. Überall durchschnitten schmale, mit Fruchtbäumen gefäumte Wiesen= pfade das Gelände, von dem es umgeben war. Seine Aukenseite hatte auf jeden herrschaft= lichen Anspruch verzichtet. Nur die drei außer= gewöhnlich hohen und breiten, dem See zuge= wandten Fenster des Mittelstockes fielen auf, zumal abends, wenn das mittlere der drei, hell erleuchtet, seinen Schein wie den fräftigen Glanz eines Sternes auf die nächtlichen Fluten hinauswarf.

"Die Fenster links und rechts waren die der zwei großen nach Oft und West gerichteten Ecksimmer meines Bruders. Das helle Fenster in der Mitte aber bildete den Abschluß des lan= gen, mit rötlichen Steinplatten belegten Korridors, der, einem Klostergange nicht unähnlich, die beiden Zimmerreihen teilte, und über den mein Bruder im Winter oder bei Regenwetter abends, seine Zigarre rauchend, auf= und nie= derzugehen pflegte. Er hatte eine Vorliebe für Hängelampen und mochte es gerne, daß unsere größte und hellste, in der Mitte des Ganges in Messingketten von der Decke herabhangend, seine Schritte beleuchtete. Er befahl, daß man sie frühzeitig anzünde, auch wenn er nicht zu Hause sei. damit ihr Schein ihn schon von ferne grüße. Er sah das bekannte Licht durch das Südfen= ster des Ganges, wenn er, auf dem Dampfboote von einem Ausfluge zurückkommend, sich auf dem Verdeck zum Aussteigen anschickte; durch das Nordfenster, wenn er vom Dorfe her durch schmale, seewärts führende Seitenwege zwischen Wiesen und Keldern seiner Wohnung zuschritt.

Gegen Norden lagen neben diesem Wandelsgange links unser Ekzimmer mit der beschränksteren Aussicht auf Gärten und Ücker, Dorf und Kirche, rechts ein altertümliches Wohnstübchen, meines Bruders Lieblingsecke, wo er mir

²⁾ Betsh Meher, C. F. Meher, in der Erinnerung seiner Schwester (Berlin 1903), S. 139.



Napperswil vom Hafen aus. (Burg, Pfarrkirche, Museggturm.)



Napperswil. Segel- und Gondelhafen. Landungsquai.

abends das Beste dessen, was ihn gerade beschäftigte, vorlas."3)

Hier schuf Meyer seine erste große Dich= tung: "Huttens letzte Tage", die aus drei Ele= menten geboren ist, wie der Dichter selber be= fennt: "aus einer jahrzehntelang genährten individuellen Lebensstimmung, dem Eindruck der heimatlichen, mir seelenverwandten Land= schaft und der Gewalt großer Zeitereignisse." "Ich bin zu jener Zeit ein wanderluftiger Mensch und ein froher Ruderer und Schwimmer gewesen. So blieb mir kein Fleck unseres Seefpiegels und seiner schönen Ufer unbekannt, am wenigsten das unweit meines damaligen Wohnsitzes gelegene Eiland der Ufenau, welches den doppelten Reiz lieblicher Stille und einer großen Erinnerung besitzt. Oft bin ich bei den zwei Kirchlein gestanden, die auf dem nörd= lichen Wiesengrate über einem das User einfas= senden Kranze von Eichen und der grünen, die Insel bildenden Mulde den Höhepunkt der Ufenau bezeichnen.4)

So ward der Dichter auf der damals noch viel einsameren Insel heimisch. Einmal geschah es, daß ihm zu Hause des Abends der schwere Schlüssel zum turmähnlichen äbtischen Pavil= Ion aus der Tasche fiel, der dem Abte morgen sein Tusculum öffnen sollte... Ungesucht ge= wann Hutten in der Phantasie des Dichters Leben und Gestalt, freilich nicht der ideale Frei= heitskämpfer, wie ihn etwa Gottfried Kellers von Wilhelm Baumgartner vertontes kraft= volles Ufenaulied preist, sondern der stille, ster= bende Hutten trat "in den sanften Abendschat= ten seiner Insel" dem Dichter nahe. Ein alter Gedichtentwurf, wie der kranke Ritter ins ver= glimmende Not schaut, indes ein Tod aus Hol= beins Totentanz von der Rebe am Bogenfenster eine Goldtraube schneidet, bildete den Kern der Dichtung. Die erste Auflage trug denn auch das Motto: Reif sein ist alles. Die vom Dich= ter betonte persönliche Lebensstimmung der Huttendichtung tritt dem Sehenden aus jedem Blatt entgegen. Meher nannte den Hutten intimer als alle seine Ihrischen Gedichte. Und der Eindrücke der heimatlichen, dem Dichter seelenverwandten Landschaft ist die Dichtung voll. Jeden Ton in der reichen Skala der Stimmungen der See- und Ufenausandschaft weiß der Dichter mit der seelischen Stimmung

seines Helden zu fester Einheit zu verbinden. "In breiter Abendschatten Dämmerung" fährt Huttens Nachen in den von einem Sichbaum düster überschatteten Hafen der Insel. Würzige Bergluft umfängt den Kranken wie Arznei. Herdenglocken läuten ihn in den Traum der ersten Nacht. Im Wandern auf den stillen Inselpfaden plaudert die Erinnerung:

"Sie rauscht im Eichenlaub, im Buchenhag. Am Ufer plätschert sie im Wellenschlag." (6. Das Geflüster.)

Am Mittag, wenn das blaue Licht der nahen Flut in seine Kammer blickt, lockt sie ihn zum Bade:

> "Hinaus, hinaus! du abgrundfühle Flut, Wie tust du meinem heißen Herzen gut."

Und Hutten — es ist Meher selber — er= lebt wieder den Kampf des jungen übermüti= gen Schwimmers mit der Flut:

"Es war mir immer nur zu nah das Land, Mich warf der Flußgott scherzend auf den Sand. Was einst des Anaben Spiel und Freude war, Wird nun dem Mann zur Arbeit und Gefahr. Er weiß es, wenn er ringt und wenn er strebt, Daß er auf einer Todestiese schwebt!"
(23. Die Flut.)

Und dann das Spiel der Glocken seeauf und seeab, von hüben und drüben:

"Heut geht am See ein endlos Glockenspiel, Mir scheint, die taufen und begraben viel.

Wann Menschenblut in neuen Abern kreist, Erneuert sich der träge Menschengeist." (24. Was die Glocken sagen.)

Besonders die herbstlichen Morgen- und Abendstimmungen weiß der Dichter wundersam festzuhalten:

"Des Morgens lacht wie eine junge Frau, Streng blickt am Abend meine Ufenau. —

Verklungen ist der Vesperglocke Schall, Ein dunkler Friede waltet überall." (48. Abendstimmung.)

Am innigsten vielleicht im Bild "Reise", in dem das Motiv der Traube zuerst anklingt:

"Es wendet sich das Jahr, die Welle raucht, Mein Eiland ist in Morgenduft getaucht. Vor mir in herbstlicher Verschleierung

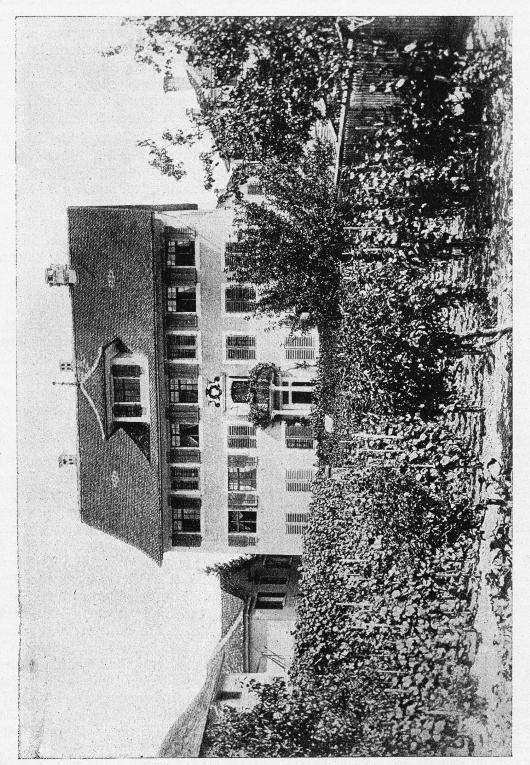
Bewegt sich einer Barke Ruderschwung.

Bu Häupten mir durch hell're Schleier bricht Das füße Blau, das warme Sonnenlicht; Und schwerer hangt die Traube schon am Schaft,

Sie schwillt und läutert ihren Purpursaft,

Sie fördert ihre Neife früh und fpat — Wa3 meinst du, Hutten? Auch die deine naht!" (56.)

³⁾ Betsh Meher, C. F. Meher, S. 147 ff. 4) C. F. Meher, Mein Erstling "Huttens letzte Tage", bei Adolf Freh. Briefe C. F. Mehers, nebst seinen Rezensionen und Aufsähen, 2. Bd. S. 518 ff.



Der "Seehof" zu Weilen in seiner früheren Gestalt mit den zierlichen, den Balkon -mit seinem prächtigen Eitkerwerk tragenden Säulen, darüber das Zürcherwappen aus der Zeit, da der "Seehof" Siţ des Oberamtmanns war. Hier wohnte C. F. Weher von 1872—1875.

Uns vom See und zumal uns Protestanten bleibt Meyers Huttendichtung die liebste seiner Dichtungen. Ihre Verse begleiten uns, wenn wir seeauswärts fahren — auf "dem hellsten See der Schweiz" — nach der Usenau, die uns doppelt geweiht ist, durch das älteste christliche Gotteshaus in unserem Land — und durch den Geist der beiden Dichter, Hutten und Meyer.

Oft rief der Dichter in den Frühlingstagen 1871 die Schwester an sein Pult: "Komm, nimm ein Blatt und fiziere mir schnell ein paar eben entstandene Huttenverse! Selten hatte er sie selbst schon aufgezeichnet. Die Stimmungsbilder gestalteten sich, während er seine Verse mit leiser Stimme singend in seinem Zimmer mit der Aussicht auf Huttens See und die Schneegebirge auf= und niederging."⁵)

Und fast allwöchentlich, gewöhnlich am Mittwoch, trug der Dichter seine neuen Verse nach Mariaseld hinauf zu seinem Freunde Wille, der für die werdende Dichtung Feuer und Flamme war, nicht bloß aus Sympathie für Hutten, den er den ersten Journalisten nannte, sondern auch, weil er aus der Dichtung den mächtigen Ton der "großen Gegenwart"

besonders hell heraushörte.

Im Jahre 1851 war Dr. François Wille mit seiner geistvollen Frau Eliza geb. Sloman ous hamburg an den Zürichsee übergesiedelt, angewidert von der Reaktion, die nach dem kläglichen Zusammenbruch der Revolution von 1848 in seiner Heimat überall einsetzte. Wille hatte sich nach den juristischen Studien mit Lei= denschaft auf die politische Journalistik gewor= fen. Mit seiner Gattin, die als Romanschrift= stellerin eine nicht minder gewandte Feder führte, schuf er Mariafeld zum Rendez-vous aller großen und freien Geister jener Jahre. An der Tafelrunde zu Mariafeld traf Meyer mitunter die drei Gottfriede, die Dichter Reller und Kinkel und den genialen Semper. List und später Wagner, die Tondichter, waren hier mit Herwegh, Mommsen und andern berühm= ten Persönlichkeiten zu Gaste. Da lernte Meyer wohl auch Pfarrer Heinrich Lang in Meilen kennen, mit dem er sich, wie er einmal schreibt, gut stellte, und seine späteren Nachbarn von Kilchberg, den polnischen Grafen von Plater, den heimlichen König der Polenflüchtlinge und seine Frau, die ehemalige Schauspielerin Caroline Bauer. In die geistsprühenden Gespräche dieser erlesenen Taselrunde einzugreisen, die Klinge zu messen mit dem beredten Kinkel, war Mehers Sache nicht. Er freute sich, vom untern Tischende aus dem lebhasten Kreuzseuer und dem Ausbruch der Leidenschaften zuzuschauen. Fruchtbarer war ihm der engere persönliche Verkehr mit Dr. Wille und seiner Frau. Ihnen widmete er sein Schicksalbuch, wie er den Huteten nannte. Nach mühseligem Kingen, nach bedrückender Verkennung kostete er nun das "füße Morgenlicht" ersten Kuhmes.

Den Winter 1871/72 verlebte Meher mit seiner Schwester in Venedig. Dort schrieb er in einem Zuge seine zweite Dichtung, "Engel= berg", das liebliche Idyll aus dem Hochtal, über dem die Firnkuppe des Titlis leuchtet. Mit dem Frühling eilte das Geschwisterpaar heim. Der Besitzer des Seehofs fränkelte. Es war unsicher, ob das Landhaus nicht in andere Hände käme. Darum brachen die Geschwister ihre Zelte wieder ab. In den letzten Märztagen 1872 führten zwei Ledischiffe des Dichters Habe seeauswärts nach Meilen — nach Milano sul lago — wie Meyer scherzend seinem Freunde Professor Rahn meldete. Sie hatten den "Schunhut" ins Auge gefaßt, entschieden sich aber dann für den "Seehof". Im "Seehof" öffnete sich dem Dichter ein Heim, wie er es behaglicher nicht wünschen konnte. Das 1767 von der Zürcherin Anna Werdmüller geb. Deri im vornehmsten Stil des 18. Jahrhunderts er= baute Landhaus mit seinen weiten hellen Stuben, den zierlich gemalten Kachelöfen, dem braunen Nußbaumgetäfel, den Stuffaturen und Deckengemälden, den kunftvollen Portalen, den zierlichen Portalfäulen des südlichen Ausgangs, zeugte vom Geschmack und Reichtum der Erbauerin. Das Liebste aber war dem Dichter die unvergleichliche Aussicht auf den See und den Kranz der Vorberge und Schneehäupter, und dann der tief in den See vorspringende Garten mit seinen lauschigen Reblauben und Baumalleen und den beiden "schwarzschattenden Kaftanien". In diesem Hause verlebte Conrad Ferdinand Meyer dreieinhalb glückliche, schaffensfreudige Jahre. Doch lassen wir die Schwester des Dichters von dieser schönen Zeit er= zählen:

"Es war in Meilen am Zürichsee. Wäh= rend der langen Sommertage schrieb mein Bru= der am liebsten unter den großen, dunklen Ka= stanienbäumen am Ufer. Sie beschatteten die beiden unteren ins Wasser hinausgebauten

⁵⁾ Betsh Meher, C. F. Meher, S. 148.

Ecken der massiven Gartenmauer. Rechts und links davon spiegelte die Flut und lagen auf sanst ansteigenden, kiesigen Landungsstellen die Kähne der Fischer, unserer Nachbarn, im

Schutze der hohen Mauer geborgen.

"Der eine dieser weitschattenden Bäume bil= bete meines Bruders Arbeitszelt, in dem "Jürg Jenatsch" und, zum großen Teil, "Der Heilige" auf einem von Bänken umgebenen Tische nie= dergeschrieben worden sind. Auf der Garten= seite, wo zwei gerade Kieswege längs der nied= rigen Umfassungsmauer zu dieser grünen Ro= tunde führten, neigten sich die Aste in sanftem Bogen bis auf die Erde, so daß wir sie beim Eintritte wie Vorhänge auseinanderschlugen. Weiter noch breitete sich das dichte, große Laub= werk über das Gemäuer nach der Seeseite aus. Dort berührten die gebogenen Afte mit ihrem herunterhangenden jungen Grün die spielenden Kein Strahl durchbrach die kühle Wellen. Baumkrone. Die Helle spiegelte herauf aus dem durchsonnten Gewässer und füllte unser gewölbtes Zelt mit grünen, lieblichen Sonnen= refleren.

"Unsere Lampe haben wir nie unter dies grüne Blätterdach gesetzt. Brach die Dämme= rung ein, jo dunkelte es schnell unter den Bäumen, und ein scharfer Windhauch strich über das Wasser. Dann gingen wir auf dem Riesweg längs der Seemauer zwischen den beiden Rastanienbäumen hin und her, bis das spätere Abendboot mit seinen Lichtern den Landungs= sleg in Meisen verließ und an uns vorüber see= aufwärts dampfte. Es lag ein verborgener Bauber in diesem raschen Vorgang, der sich nie= mals ganz gleichmäßig wiederholte. Die far= bigen Lampen des Verdecks und die Fenster der hell erleuchteten Kabine warfen einen vollen Lichtschein auf die von den Rädern des Dam= nfers durchfurchte Seefläche. Helle, ungeteilte Strahlensäulen spiegelten sich zunächst im Wasser. Dann lösten sie sich, uferwärts gleitend, in Sterne auf und dann, rascher und rascher fah= rend, in feurige, eilig geschriebene, geheimnis= volle Lettern.

"Wer die Schrift lesen könnte! Wer die Zeichen verstünde?" sagten wir zueinander. Ein Moment nur — und sie erloschen. Wie wenn der Feuerstift einer Kinderhand entglitte, zeich= neten sich die erblassenden Flammenbänder nur noch schwankend und maßloß in weit geschlungenen, fliegenden Zügen auf den heranwallenden breiten Wogen. Und jetzt erstarb der Schein der Welle, die sich an der Gartenmauer brach oder den flachen Kieß unter den Fischerkähnen überschwemmte.

"Jeden Abend sprühte die feurige Kunenschrift, von Wind und Wellen beeinflußt, in etwas veränderten Lettern über das Wasser. Es war ein Augenblick. Das leuchtende Boot entschwand in die Ferne. Der Schein verblich. Es ward nun dunkel, und wir wandelten langsam durch den rebenüberwachsenen Bogengang den erleuchteten Fenstern des Hauses zu."6)

Dieses wundersame Spiel der Lichter und Farben hat der Dichter in seinem Bilde "Schwarzschattende Kastanien" sestgehalten:

> "Schwarzschattende Rastanie, Mein windgeregtes Sommerzelt, Du senkst zur Flut bein weit Geaft, Dein Laub, es durstet und es trinkt, Schwarzschattende Rastanie! Im Porte badet junge Brut Mit Hader oder Lustgeschrei. Und Kinder schwimmen leuchtend weiß Im Gitter beines Blätterwerks, Schwarzschattende Rastanie! Und dämmern See und Ufer ein Und rauscht vorbei das Abendboot, So zuckt aus roter Schiffslatern' Ein Blitz und wandert auf dem Schwung Der Flut, gebrochnen Lettern gleich, Bis unter beinem Laub erlischt Die rätselhafte Flammenschrift, ("Gedichte.") Schwarzschattende Kastanie!

Unter den Kastanien des Seehofs erhielt "Engelberg" die letzte Vollendung. Im "Seeshof" schrieb Meher seine erste Novelle, "Das Amulet". Seine größte Sorge aber galt der Vollendung seines "Jürg Jenatsch", der ihn seit Jahren beschäftigte. Im Spätsommer und Herbst 1866 war er mit der Schwester durch alle Täler Graubündens gewandert dis hinab ins Veltlin, auf den Fährten des Jürg Jenatsch, dessen zuschen Vahrten den Dichter anzog, dessen großartige Vaterlandsliebe er bewunderte. "Ich habe aus den Vergen eine Verbheit mitgebracht, die ich Niemand anderm als meinem Jenatsch will zu gut kommen lassen."

(Schluß folgt.)

⁶⁾ Betsh Meyer, C. F. Meyer, S. 46 ff.

